

OPIUM FÜR AFRIKA

Wir sind unterwegs quer durch Afrika. Zehntausende Kilometer von Nord nach Süd. Uns begegnen aufgeschlossene Menschen und aufdringliche. Die häufigsten Worte, die wir hören, sind: «Give me». Aber was hilft es, wenn wir helfen? Das Betteln zu unterstützen, schafft Abhängigkeit. Bei der Entwicklungshilfe ist es ähnlich. Oft ist das Gegenteil von gut gemacht gut gemeint.

Es geht immer nur bergauf. Stundenlang. Oft nur im Schrittempo. Über hohe Felsstufen und loses Geröll. Die Kurven sind eng, das Fahrzeug schaukelt so heftig, dass sich der Bauer, den wir auf dieser Piste über fast 2000 Höhenmeter in sein entlegenes Bergdorf im Norden Äthiopiens mitnehmen, übergeben muss. Die Einheimischen schütteln nur den Kopf: «Nein, auf dieser Piste kann man nicht fahren!». Wer sich fortbewegt, ist zu Fuss unterwegs. Zahlreiche Wildbäche wässern die terrasierten Felder und die Menschen wohnen in aufgeräumten, oft bunt bemalten Hütten. Reich in einem westlichen Sinne ist hier niemand. Aber die Menschen haben ihr Auskommen. Sie haben Wasser und einen fruchtbaren Boden und ein stabiles Dach über dem Kopf – mehr als Millionen andere auf dem Kontinent. Aber sie wollen mehr. Und das wollen sie von uns. Wenn wir anhalten, drücken sie ihre Nasen an den Scheiben platt, trommeln auf das Blech, steigen auf die Stossstangen oder gleich auf die Motorhaube, greifen durch die offenen Fenster in den Wagen kreischen ihr ohrenbetäubendes «Give me, give me» und versuchen uns an der Weiterfahrt zu hindern. Wenn wir nicht anhalten fliegen Steine.

Wir erreichen Mekele, die Hauptstadt der Provinz Tigray im Norden Äthiopiens. «Haile Myriam» heisst eines der besten Restaurants hier. Yoannos ist unser Kellner, er mag Anfang 30 sein, trägt einen schwarzen Anzug und ein weisses Hemd. Jeden Abend ist der Laden voll. Neben gelegentlichen Touristen und einigen weissen Journalisten treffen sich hier vor allem Mitarbeiter der Hilfsorganisationen und die lokale Oberschicht.

Zwischen drei und fünf Franken kostet ein Abendessen, ein Zehntel eines durchschnittlichen Monatsinkommens. Das Essen ist vorzüglich und Yoannos macht seine Arbeit gut. Nur als wir ihn dafür loben, vergisst er alles, was er gelernt hat und setzt sich unaufgefordert an unseren Tisch. Er klagt über die viele Arbeit und den geringen Lohn und stellt fest: Die Europäer seien gute Menschen! Neulich erst habe ihm einer mehr als 50 Franken Trinkgeld gegeben. Er schaut uns erwartungsvoll an, eine Spur zu lange für einen gut erzogenen Mann.

Chuchu begegnet uns in einem kleinen Dorf in der Nähe von Konso im Süden Äthiopiens. Er hat Englisch gelernt und sich ein T-Shirt gekauft und deshalb hat er Arbeit, wenn auch nicht jeden Tag. Wenn ein Tourist vorbeikommt, zeigt er ihm die Gegend und bekommt dafür am Tag zwölf Franken, ein fürstliches Gehalt an diesem Ort. Er kann viel Interessantes erzählen von dieser anderen Welt. Das erste aber was er sagt, ist: «Ich habe gehört, für einen Europäer ist es kein Problem, fünf Franken zu spenden. Im Monat. Für einen guten Zweck. Für meine Weiterbildung.»

Den 16-Jährigen Airish treffen wir in einer Bar in Turmi im Südwesten des Landes. Er sitzt hier – und nicht draussen auf der Strasse bei den anderen – und trinkt Bier. Das kann er sich leisten, denn er hat einen Sponsor. Peter, ein Mann aus dem Land seiner Träume, aus Europa, unterstützt ihn und zwei seiner Brüder und so muss er sich nicht mehr mit dem einheimischen Gebräu aus einer alten Konservendose zufrieden geben, das nur ein Zehntel kostet. Seine Zunge ist schon ziemlich schwer, als er uns auffordert, noch eine Runde auszugeben. Als wir ablehnen, blickt er uns aus glasigen Augen ungläubig an.

Die Liste lässt sich beliebig lange fortsetzen: Ein wohlgenährter Mann, der seine erbarmungswürdigste Leidensmiene aufsetzt und stammelt: «Ich bin hungrig, gebt mehr Geld!». Ein gepflegter, älterer Herr im feinen Anzug, der uns den Weg zeigt und uns dann eine Liste für irgendein Jugendprojekt präsentiert und versichert er nehme auch Dollar und Euro. Eine Mutter, die ihr Baby, das noch an ihrer Brust saugt, bereits abgerichtet hat, vor dem Fremden fordernd die Hand aufzuhalten.

Skelette für neue Spenden

In Äthiopien ist die Bettellei eine Volkskrankheit, eine Seuche, und es vergeht kein Tag, an dem sich der Reisende nicht irgendeiner Forderung ausgesetzt sieht. Die Seuche hat Menschen jeden Alters und aller Schichten erfasst. Angesteckt hat sich das Volk aber beim Staat: Meles Zenawi, dem Premierminister Äthiopiens, wird vorgeworfen, das staatliche Fernsehen zu veranlassen, Bilder von früheren Hungersnöten als aktuelle Nachrichten zu verkaufen. Im Jahr 2000 brauchte Äthiopien Geld, um einen kostspieligen Krieg gegen das Nachbarland Eritrea zu finanzieren. Zenawi war jedes Mittel recht, um an Devisen zu kommen: «Europa braucht wohl erst wieder Skelette auf dem Bildschirm, um ein bisschen was zu spenden», soll er damals gesagt haben.

Man muss keine Statistiken studieren, um vor Ort zu sehen, in welchem Masse das Land abhängig ist von Hilfe von aussen. Fast nichts wird in Eigenregie erledigt: Beim Strassenbau stammt allenfalls der Hilfsarbeiter aus Äthiopien, die Brunnen werden von europäischen oder amerikanischen Entwicklungsorganisationen gebohrt und



**ganz oben & rechts:
In Äthiopien ist man ständig
von Menschenmassen um-
ringt. Häufig werden aggress-
sive Forderungen gestellt.**

**oben:
Reich in einem westlichen
Sinne ist hier niemand. Sie
haben Wasser und einen
fruchtbaren Boden und ein
stabiles Dach über dem Kopf
- mehr als Millionen andere
auf dem Kontinent.**





ganz oben:
Vierorts in Afrika kann man noch die Folgen der Kriege sehen, die oft gegen die eigene Bevölkerung geführt werden, nicht selten unter finanzieller Beteiligung durch westliche Grossmächte (hier: Nordäthiopien).

oben:
Allgegenwärtig sind in Äthiopien die Säcke und Behälter mit der Aufschrift USAid.



ganda und an das Bild vom guten Onkel aus Amerika. Allgegenwärtig sind in Äthiopien die Säcke und Behälter mit der Aufschrift USAid. Wer den einfachen Mann nach seinem Verhältnis zur Weltmacht USA befragt, wird regelmässig auf die «grosszügige Hilfe» verwiesen.

Seit den fünfziger Jahren sind Milliarden Franken an Hilfsgeldern in Entwicklungsländer geflossen. Im regelmässigen Turnus wurden die Konzepte und Modelle geändert, um endlich der Armut Herr zu werden. Die «unsichtbare Hand des Marktes» sollte es richten, es wurde auf Politikberatung vertraut, auf Sonderprogramme oder auf die Kooperationsprojekte mit der Wirtschaft der Geberländer. Bei so genannten Public-Private-Partner-

ship-Programmen, der Zusammenarbeit von Wirtschaft und Staat, konnten auch die Unternehmen der Industrieländer profitieren von der Mildtätigkeit ihrer Regierungen.

selbst der Fischer fährt nicht einfach raus in seinem Boot, sondern ist Mitglied eines von Hilfsorganisationen aufgebauten «Fishing Project». «Eigeninitiative wird staatlich unterbunden», beklagt sich Mamo aus dem südäthiopischen Jinka. Hass blitzt in den Augen des intelligenten und sonst so ruhigen 21-Jährigen als er fortfährt: «Wir leben in einer Diktatur. Und wer das laut sagt, wird eingelocht.» Er weiss, wovon er spricht, war er doch zusammen mit hunderten Anderen während der letzten Parlamentswahlen einfach weggesperrt worden, weil er sich für die Opposition engagiert hatte. «Und ihr finanziert das auch noch!»

Auch Araya Abraha aus Bahir Dar ist wütend auf seine Landsleute: «Den ganzen Tag sitzen sie vor ihren Hütten, legen die Hände in den Schoss und warten auf ein Wunder. Die Männer sind am schlimmsten: Sie spielen mit ihren Eiern und schicken Frauen und Kinder zum Wasser holen!» Der 32-jährige ist hier im zentraläthiopischen Hochland aufgewachsen, lebt aber nun etwa die Hälfte des Jahres in Spanien. Er, seit einer Kinderlähmung selbst schwer körperlich behindert, will in seiner Geburtsstadt ein Heim für Behinderte gründen und kämpft deshalb seit zwei Jahren mit den Behörden. «Da muss man eben durch», meint er und wird nicht müde, den umstehenden Einheimischen den Ablauf eines europäischen Arbeitsalltags zu schildern: «Da wird wirklich gearbeitet, von früh bis spät. Und abends, wenn man erschöpft von der Arbeit nach Hause kommt, muss man noch seinen Haushalt erledigen. Von nichts kommt nichts!»

Es mag viele Ursachen geben für die Armut im Lande. Die Kolonialmächte jedenfalls sind es nicht gewesen. Äthiopien war als einziges Land Afrikas niemals kolonialisiert. Und auch die Missionare aus Europa sind nicht schuldig. Als man in Mitteleuropa noch Naturgöttern huldigte, gab es in Äthiopien bereits eine christliche Hochkultur.

Wer also soll das Land aus der Armutsfalle befreien? Die Regierung? Sie verdient am Elend

mit. Umgerechnet 50 bis 150 Millionen Schweizer Franken sollen es pro Jahr sein, die allein die parteieigene Spedition einführt. Die Hilfsorganisationen sind per Gesetz dazu verpflichtet, Hilfsgüter mit den Transportfirmen der Regierungspartei transportieren zu lassen und die verlangt stark überhöhte Preise. Und so gilt: Je mehr Not desto besser das Geschäft. Milliarden an Hilfsgeldern verschwinden in den Taschen von Regierungsbeamten.

Selbst vielen Helfern scheint wenig daran zu liegen, sich selbst arbeitslos zu machen. Oft weicht der anfängliche Idealismus der Sorge um das eigene Einkommen. Und auch westliche Medien werden bezichtigt, die Situation in den hilfsbedürftigen Ländern zu dramatisieren, um die Einschaltquoten oder Auflagen zu erhöhen.

Hunger nach Bodenschätzen

Ebenso treiben die westlichen Geber nicht nur barmherzige Motive zur Hilfe. Die Handelspartner der Industrienationen sind hungrig auf die Bodenschätze des Kontinents. Die USA etwa liefern subventionierten Mais und Weizen aus eigenen Überschüssen, was einheimischen Bauern den Preis verdirbt. Gleichzeitig werden Märkte geöffnet für genmanipulierte Nahrungsmittel, die in Europa auf wenig Gegenliebe stossen. Weil der genmanipulierte Mais so gezüchtet ist, dass er sich nicht zur erneuten Aussaat eignet, müssen die Bauern so Jahr für Jahr neues Saatgut einkaufen. Ähnlich wie dem Landwirt ergeht es dem Schneider, der sich der Konkurrenz des Überangebots billiger Kleidungsstücke aus den Säcken der Altkleidersammlungen Europas und Amerikas ausgesetzt sieht.

Auch mit Waffen lassen sich Türen öffnen, um Handel mit Äthiopien zu treiben. Doch die Bevölkerung in den Hilfsgebieten glaubt an die Propa-

Die Spenden-trommel dreht sich

Niemals durfte das Schlagwort «nachhaltig» in der Konzeptbeschreibung fehlen, doch allzu häufig blieben am Ende nur Projektruinen übrig. Von der Hilfe profitiert haben Diktatoren, Kleptokraten, Militärs – und vielfach die Helfer selbst. Den Menschen in Schwarzafrika dagegen geht es schlechter als vor Jahrzehnten. Die Hälfte der Gesamtbevölkerung – mehr als 400 Millionen Menschen – haben weniger als einen Franken am Tag zur Verfügung. Der Anteil der Staaten südlich der Sahara am Welthandel ist in den vergangenen dreissig Jahren auf weniger als ein Drittel zurückgegangen. Mehr als zwei Drittel aller afrikanischen Staaten rangieren am untersten Ende der Skala der Länder mit der geringsten Lebenserwartung.

«Viel hilft viel» lautet der Glaubensgrundsatz und Rockbarden wie Bob Geldorf und Bono rühren eifrig die Spendentrommel, Prominente entdecken ihre wohlthätige Ader und meinen, mit ihren grosszügigen Gaben werde von nun an alles anders, alles besser, alles gut. Auch die westlichen Regierungen haben sich verpflichtet, ihre Entwicklungsbudgets aufzustocken. Die Hilfsmaschinerie läuft wie geschmiert.

Schon Anfang der 1980er Jahre stellte Lord Peter Bauer, damals Wirtschaftsprofessor in London, die These auf, die Entwicklungshilfe sei möglicherweise «teilweise eine Ursache des Nord-Süd-Konflikts und nicht seine Lösung». Er behauptete, es spreche «viele dafür, dass man Entwicklungshilfe weitgehend einstellen sollte». Und immer mehr, zunehmend auch afrikanische



Experten, schliessen sich seiner Ansicht an, die Entwicklungshilfe belohne den Misserfolg und zementiere dadurch die Armut. So fordert der kenianische Wirtschaftsexperte James Shikwati: «Wir müssen die Entwicklungshilfe sofort und komplett stoppen.» Die gewaltigen Finanzströme hätten Korruption und Machtmissbrauch verstärkt. Die afrikanischen Länder seien selbst schuld an der Misere, sagt Shikwati. Aber dem verheerenden europäischen Drang, Gutes zu tun, lasse sich bisweilen nicht mit Vernunft begegnen. «Derzeit ist Afrika ein Kind, das immer gleich nach seinem Babysitter schreit, wenn etwas schief geht. Afrikas sollte auf eigenen Füßen stehen». Vier Jahrzehnte lang habe Afrika Hilfgelder «wie ein Opiat» genommen und sich einlullen lassen. «Nun ist eine Psychotherapie dringend nötig!». Der britische Soziologe Graham Hancock lässt kein gutes Haar an Entwicklungshilfe: «Sie ist durch und durch schlecht und nicht reformierbar!»

Anreize, dass arme Länder durch eine Teilnahme am Welthandel profitieren können, fehlen weitgehend. Für die meisten Entwicklungsländer bleiben die Märkte des Westens etwa für Agrar- oder Textilprodukte geschlossen. Gleichzeitig spielen westliche Spekulanten an den Rohstoffbörsen der Welt Monopoly mit Grundnahrungsmitteln. Bei jeder Preissteigerung füllen sie ihre Taschen und niemand hindert sie daran. Doch statt fairer Marktchancen setzen die Industrienationen weiter auf barmherzige Hilfeleistungen.

Bis 2015, so das Versprechen der Vereinten Nationen im Jahr 2000, soll die schlimmste Armut auf der Welt halbiert werden. Acht zentrale Ziele – von der Grundschulbildung für alle bis zur Senkung der Kindersterblichkeit – umfasst das Pro-

gramm. Die bisherige Bilanz ist düster. Vielleicht gelingt es, die Zahl der Menschen zu halbieren, die von weniger als einem US-Dollar leben – so wird Armut statistisch definiert. Doch was wird es helfen? Der Wert des Dollars ist im Sinkflug. Die Preise für Grundnahrungsmittel haben sich in den vergangenen beiden Jahren verdoppelt. Statt der avisierten 400 Millionen Hungernden – das wäre eine Halbierung im Vergleich zum Jahr 2000 – könnten es bald eine Milliarde sein, befürchteten Teilnehmer des Welternährungsgipfels im Juni in Rom. Die Industrienationen weisen eine Mitverantwortung dafür empört zurück. Die Ursache der Not, so argumentieren sie auf einmal, liege am staatlichen Unvermögen der Entwicklungsländer.

Text & Fotos: Bernhard Kiesow

Im Oktober 2006 sind Bernhard und Tanja Kiesow mit ihrem Toyota Landcruiser zu ihrer Afrika-reise aufgebrochen. Mehr als 40 000 Kilometer haben sie seitdem zurückgelegt. Nach ihrer Tour durch Tunesien, Ägypten und den Sudan verbrachten sie mehrere Wochen in Äthiopien, wo diese Reportage entstanden ist.

Über ihre Erlebnisse führen sie Tagebuch. Ihr Weblog im Internet: www.hinter-dem-horizont.net

Markttreiben bei Konso, im Süden Äthiopiens. Als man in Mitteleuropa noch Naturgöttern huldigte, gab es in Äthiopien bereits eine christliche Hochkultur.

